

Entwicklungspolitik

Beitragslose AHV für Afrikas Grossmütter

Zwei Drittel aller über 60-jährigen leben schon heute in der Dritten Welt. Viele von ihnen gehören in ihren Ländern zum ärmsten Teil der Bevölkerung. **Wie sinnvoll sind unter diesen Umständen beitragslose Renten? Und sind sie finanzierbar? An einem Symposium in Bern diskutierten Fachleute anhand von Pilotprojekten Probleme der Sozialpolitik für die Bedürftigsten. Im Fokus standen das Hilfswerk *Kwa Wazee* des Basler Soziologen Kurt Madörin in Tansania und Erfahrungen der deutschen Entwicklungshilfe-Agentur GTZ in Sambia.**

Wegen HIV/Aids wächst südlich der Sahara eine ganze Generation junger Afrikanerinnen und Afrikaner weitgehend ohne Eltern auf. Wer Glück hat, verliert nur Vater oder Mutter. Viele haben kein Glück und wachsen elternlos bei Verwandten auf. Vor allem Grossmütter helfen, wo sie können – auch wenn Ihre Kräfte nur knapp zur Selbstversorgung reichen. Diese Alten, fand der Basler Soziologe Kurt Madörin (der mit der Organisation [Humuliza](#) im abgelegenen Nordwesten Tansanias seit Jahren Aids-Waisen beisteht), brauchen Unterstützung, damit sie ihre Enkel stützen können. Vier Jahre nach Gründung seines Hilfswerks [Kwa Wazee](#) weiss Madörin, wie wirkungsvoll regelmässig ausbezahlte kleine Renten materielles und soziales Elend bannen können.

An einem Symposium in Bern diskutierten am 23. Oktober 2007 Fachleute unter dem Titel «Die Zukunft ist grau. Alte Menschen in der HIV/Aids-Krise – Opfer und HoffnungsträgerInnen» Madörins wegweisendes Pilotprojekt, das mit Beiträgen der Mitglieder von *Kwa Wazee* und weiteren Zuwendungen derzeit rund 400 alten Frauen (und auch ein paar alten Männern) ein Leben in Würde ermöglicht. Die Armut, erklärte Kurt Madörin, kann mit den minimalen Beträgen von umgerechnet sechs Franken pro Monat nicht wirklich bekämpft werden. Aber die Minirente und die Zulage



Stille Heldinnen

nennt Christoph Gödan die Grossmütter, die er in der abgelegenen tansanischen Region Kagera und in einem Township Debaka in Durban (Südafrika) fotografierte. Heldinnen sind die alten Frauen in erster Linie

deshalb, weil sie, weitgehend auf sich allein gestellt und ungeachtet ihrer Armut und eigener Krankheit, ihre durch HIV/Aids verwaisten Enkel erziehen. Zum Beispiel Mhlangha Nolinga (Bild), 59, Mutter von acht Kindern, von denen sie drei schon kurz nach der Geburt verlor, zwei Töchter starben vor Jahren an Aids. Nun wohnt sie in drei kleinen Zimmern mit ihren beiden überlebenden Töchtern und deren Kinder zusammen. Der Haushalt lebt von monatlich 380 Rand (40 Euro) Kinderzulagen. Nach ihrem 60. Geburtstag wird Mhlangha die beitragsfreie Mindestrente von 780 Rand erhalten. Meliana Bwijuka in Nshamba (Tansania), 82, kann von staatlicher Hilfe nur träumen. Die drei Enkelinnen, die sie bei sich aufgenommen hat, bringt sie nur dank der kleinen Rente durch, die sie vom Hilfswerk *Kwa Wazee* erhält. Auch die Familie ihres Sohnes mit fünf Kindern profitiert von der Unterstützung. Der Sohn allein, der hin und wieder als Tagelöhner unterwegs ist, könnte nicht für alles aufkommen. Weit reicht Grossmutterns Rente, die für Kerosin, Salz, Mehl und Schulhefte verwendet wird, allerdings nicht. Oft genug geht die Familie ohne Abendessen zu Bett. Christoph Gödan, hat den einzelnen Grossmüttern und ihren Enkeln viel Zeit gewidmet und ihr Vertrauen gewonnen. Seinen Porträts ist das anzusehen. Sie zeigen selbstbewusste, starke Frauen, die sich – allen Sorgen zum Trotz – ihre natürliche Würde bewahren konnten. Gödans Arbeit in Afrika wurde durch ein Stipendium der VG Bildkunst gefördert. Die eindrückliche Ausstellung im Berner Kornhaus-Forum dauert bis zum 10. November 2007.

von drei Franken pro betreutes Kind, entfalten eine geradezu magische Wirkung. Über Geld zu verfügen, trägt nämlich unmittelbar zur sozialen Stabilisierung der Empfängerinnen bei. Die Alten, die nach dem Aids-Tod ihrer Kinder in vielen Fällen von der Dorfgemeinschaft geschnitten oder sogar ausgeschlossen werden, gewinnen Selbstvertrauen zurück. Das kommt auch dem Verhältnis zu den Enkeln zugute, wie eine Grossmutter aus dem Dorf Kihumulo bestätigte: «Ich bin nun geschätzt. Ich kaufe Essen, Seife. Die Kinder fühlen, dass ich den Haushalt im Griff habe, und sie bewundern mich deswegen.» Auch für die Kinder ist die Rente der Grossmutter wichtig: Mit etwas Glück dürfen auch sie sich nun auch eine Schuluniform leisten, sie können sich Hefte kaufen und werden wegen ihrer Armut weniger gehänselt.

In einer Zusammenfassung seiner bisherigen Erfahrungen betonte Kurt Madörin, dass die Rentenzahlungen eine Voraussetzung für das psychosoziale Wohlbefinden von Grossmüttern und Aids-Waisen darstellen. Sie beeinflussen insbesondere das (vielfach konfliktvolle) emotionale und materielle Abhängigkeitsverhältnis, von dem das Zusammenleben mit ihren Enkeln geprägt ist. Die Jungen brauchen die Zuwendung und das Vorbild der Alten; die Grossmütter erwarten ebenfalls Zuneigung, und sie sind auf die tatkräftige Hilfe und – wenn sie schwach oder krank sind – auf die Fürsorge der Grosskinder angewiesen. «Wenn die Kinder nicht da sind», räumte eine der Frauen ein, «kann ich keine Kochbananen schneiden, und dann habe ich nichts zu essen.» Ohne die Pflege der Enkel, bemerkten andere, wären sie «nicht mehr am Leben».

Kein Zweifel: Im hohen Alter noch einmal Verantwortung für zum Teil kleine Kinder zu übernehmen, ist für viele Alte eine Last. Sie wissen nicht, ob sie die Bürde tragen können, und sie machen sich Sorgen um die Zukunft der Kinder. Andererseits geben diese auch eine gewisse Sicherheit: Wenn nötig, ist jemand da, der sich um sie kümmert, oder im Notfall Hilfe holt. Aber auch für die Kinder ist die Übernahme von Verantwortung mit Stress verbunden. Sie sind von früh bis spät einge-

spannt. Vor der Schule arbeiten sie auf dem Acker, nach der Schule suchen sie Feuerholz oder holen Wasser aus vielfach weit entfernten Brunnen oder Flüssen.

Das pünktlich und zuverlässig zur Verfügung stehende Monatsgeld erleichtert es, die gegenseitige Abhängigkeit zu ertragen und das Zusammenleben trotz allen Schwierigkeiten positiv zu erleben. Zudem eröffnet es Perspektiven und macht das Leben bis zu einem gewissen Grad planbar. «Wir wissen», berichteten Grosskinder aus Itongo, «dass wir morgen etwas zu essen haben. Für die andern Kinder ist das nicht sicher. Sie fragen sich, ob sie morgen jemand finden, der sie unterstützt...» Und ein anderes Kind bestätigte: «Wir ... haben mehr Zeit zum Ausruhen, weil wir nicht für Geld arbeiten gehen müssen. Wir müssen nicht als Tagelöhner auf den Feldern anderer Leute arbeiten oder Gras schneiden, um es zu verkaufen.»

Die Frage liegt auf der Hand: Ist Madörins tansanisches Modell der Unterstützung mittelbarer Grossmütter auf andere Zusammenhänge übertragbar? Gibt es andernorts ähnliche Erfahrungen? Ja, bestätigte Matthias Rompel, der Leiter des Bereichs für soziale Sicherung bei der deutschen Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ). Was Kurt Madörin in Tansania aus praktischer Notwendigkeit aufbaute, ist im entwicklungspolitischen Diskurs derzeit eines der zentralen Themen. Wie kann in armen Ländern das Menschenrecht auf ein Leben in Würde – das heisst praktisch: mit gesichertem Existenzminimum – gewährleistet werden? Mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung, führte Rompel aus, sei nicht gegen Armutsrisiken abgesichert. Sie leben in dauernder Angst vor dem Absturz ins Elend. Und mehr als 100 Millionen Menschen werden jedes Jahr von einem solchen Schicksal getroffen – die meisten wegen horrender Behandlungskosten schwerer Krankheiten. Regelmässige Geldzahlungen an die Ärmsten helfen solche Katastrophen zu verhindern. Matthias Rompel ist überzeugt. Wie Erfahrungen mit beitragslosen Renten aus Südamerika und Südafrika zeigten, seien Geldzahlungen viel wirkungsvoller als Sachleistungen. Wer glaube, die Verteilung von

Nahrungsmitteln sei effizienter, übersehe, dass diese Geschenke oft auf dem Markt landeten, weil nicht alle Armen dieselben Bedürfnisse hätten. Es sei ein paternalistischer Trugschluss, dass Arme nichts mit Geld anzufangen wüssten, betonte Rompel.

Allerdings ist diese Art Hilfe, wie auch das Beispiel aus Tansania zeigt, nur sinnvoll, wenn bestimmte praktische Bedingungen erfüllt sind. Die wichtigste: Die Auszahlungen müssen regelmässig und zuverlässig erfolgen. Das setzt Strukturen voraus, die eine Kontrolle erlauben. Was in Mexiko und in einigen anderen Ländern Südamerikas gut funktioniert, weil dafür alle Einrichtungen vorhanden sind, klappt in Afrika möglicherweise nicht. In Sambia machte die GTZ zum Beispiel schlechte Erfahrungen mit Geldüberweisungen auf Bankkonten. Die Banken unterhalten auf dem Land kaum Geschäftsstellen, und die Hilfe-Empfangenden waren mit dem Verwalten ihres Kontos überfordert. Jetzt werden die Renten in den Dörfern von Staatsbediensteten, meist von Lehrern, bar ausbezahlt. Sie kommen am wenigsten in Versuchung, Geld für sich abzuzweigen, da Fehlbeträge leicht von ihrer nächsten Lohnzahlung abgezogen werden können.

Mit der Auszahlung beitragsfreier Renten, wie sie in Südafrika und einigen angrenzenden Ländern für Alte und Kinder bereits eingeführt ist, wird sowohl kurzfristig geholfen als auch langfristig (in Humankapital) investiert. Untersuchungen ergaben, dass die Unterstützungszahlungen die Altersarmut um 94 Prozent und die Armut in der gesamten Bevölkerung um 12,5 Prozent reduzierte. Und die Kinderzulagen erwiesen sich als derart wirkungsvoll, dass sich die südafrikanische Regierung jetzt daran macht, die Bezugsdauer bis zum 18. Geburtstag zu verlängern.

Auch in Tansania wären ähnliche Wirkungen zu erwarten, ergab eine Studie der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO). Die Armutsrate könnte um neun, bei Schulkindern sogar um 30 Prozent gesenkt werden. [In Sambia, wo die GTZ seit einigen Jahren Pilotversuche](#) mit Unterstützungszahlungen durchführt, sind die Effekte direkt messbar. Vor Beginn

des Programms klagten über die Hälfte der Befragten über nagende Hungergefühle. Nach Einführung von *Cash transfers* gab nur noch jeder Dritte an, er könne sich nicht satt essen. Generell ging es den Bedürftigen gesundheitlich besser. Sie wurden seltener krank, und wenn doch, liessen sie sich rechtzeitig behandeln.

Um sicherzustellen, dass ausschliesslich nur die wirklich Bedürftigen in den Genuss der Hilfe kommen, stützt sich die GTZ in Sambia auf bereits vorhandene kommunale Strukturen. Kommissionen aus gewählten Vertrauensleuten, die mit den lokalen Verhältnissen vertraut und für ihre Aufgabe speziell geschult wurden, entscheiden über die Gesuche der Bedürftigen. Mattias Rompel betonte, dass regelmässige Geldzahlungen «keine Wunderwaffe» darstellten. Sollen sie die gewünschte Wirkung entfalten, seien sie an den lokalen Kontext anzupassen. Wenn dies geschehe, seien Sozialtransfers ein sinnvolles Instrument zur Verminderung der Armutsrisiken und zur Linderung akuter Bedürftigkeit. Die gängigen Vorurteile gegen diese Art Unterstützung hätten sich als falsch erwiesen. Insbesondere schüfen sie keine Abhängigkeiten, sondern eröffneten den Empfängern neue Perspektiven und stärkten ihren Stolz und ihr Gefühl für Selbstverantwortung: «Arme sind nicht unverantwortlich» heisst es auf dem T-Shirt des GTZ-Projekts in Sambia.

Auch die heikelste Frage kann nun eindeutig beantwortet werden: *Cash transfers* sind nicht nur effektiv, sie sind auch finanzierbar! In Namibia, das eine sehr lange Erfahrung mit Unterstützungszahlungen hat, kostet die Hilfe an alle über 65-jährigen 0,7 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP). Mexiko – ebenfalls ein Pionier auf diesem Gebiet – setzt für beitragsfreie Renten an fünf Millionen Haushalte (die zehn Prozent Bedürftigsten) 0,3 Prozent des BIP ein, und kann die Verwaltungskosten mit 6 Prozent sehr niedrig halten. Sambia kalkuliert 0,36 Prozent seines BIP (oder 1,3 Prozent der Staatsausgaben) für ein ähnliches Programm. Umgerechnet auf die einzelnen Familien ergibt dies Sozialhilfe-Beträge von monatlich 10 Dollar zuzüglich 2 Dollar 50 pro Kind. Das Geld soll es den Emp-

fängern ermöglichen, 50 Kilo Maismehl zu kaufen und daraus täglich zusätzlich eine Mahlzeit zuzubereiten.

Die Erfahrungen, die Matthias Rompel für die GTZ in Sambia und Kurt Madörin mit *Kwa Wazee* in Tansania machten, sind auf dem Hintergrund der demographischen Entwicklung von grösster Bedeutung, wie Michael Bünke, Vorstandsmitglied des auf Altenhilfe spezialisierten Hilfswerks [HelpAge](#) ausführte. Es sei höchste Zeit, den bis anhin in der Entwicklungshilfe «sträflich vernachlässigten» alten Menschen mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Denn schon in 40 Jahren werde sich die Zahl der über 60-jährigen weltweit von jetzt 600 Millionen auf rund zwei Milliarden mehr als verdreifacht haben, und 80 Prozent dieser Menschen leben dann im armen Süden. In grösstem Kontrast zur gängigen Vorstellung von der «jungen Dritten Welt» sind dann 20 Prozent der Bevölkerung in den Entwicklungsländern über 60. Schon 2045 gibt es weltweit mehr über 60-jährige als unter 15-jährige!

Im Gegensatz zu den übrigen Erdteilen bleibt Afrika weiterhin vergleichsweise «jung». Trotzdem besteht kein Anlass zu Optimismus. Denn die demographische Entwicklung wird – durch verstärkte Migration innerhalb der armen Länder und wegen HIV/Aids – von gesellschaftlichen Umwälzungen überlagert, die den Alten das Leben schwer machen. Die lieb gewordene Vorstellung, dass Betagte in traditionellen Grossfamilien-Strukturen aufgehoben und sie als Respektspersonen vor Übergriffen geschützt seien, ist längst überholt. Besonders in Afrika sind die Familien-Bande so lose wie nie. Alt zu sein, ist auch keine Ehre mehr. Am häufigsten klagen die Grossmütter in Kurt Madörins tansanisch-ländlichem Umfeld über ihre Angst vor Diebstahl und nächtlichen Überfällen. Umso wichtiger ist es deshalb, den Zusammenhalt der Frauen zu fördern. Auch dabei, erläuterte Madörin, seien die Geldzahlungen eine wichtige Hilfe, denn sie ermöglichten den Grossmüttern, einander im Notfall nicht nur mit guten Worten, sondern mit Lebensmitteln oder Medikamenten beizustehen.

Ähnlich wie für die Projekte der GTZ in Sambia wächst in Tansania das Interesse der zuständigen Behörden an Unterstützungskonzepten für bedürftige Alte. Das Pilotprojekt von *Kwa Wazee* in Nshamba wird noch in diesem Jahr von unabhängigen Fachleuten begutachtet. Die Bestätigung der positiven Wirkungen, hofft Kurt Madörin, es erlauben, den Kreis der Unterstützten auszuweiten und das Modell auch in anderen Landesteilen einzuführen – wobei sich zunächst lokale Behörden und später auch das zuständige Ministerium beteiligen werden.

Gut vorstellbar ist auch eine weitere Verbreitung des Konzepts in den von HIV/Aids besonders betroffenen Ländern südlich der Sahara. Auch Madörins auf psychosoziale Unterstützung und Selbstorganisation von Aids-Waisen fokussierte *Humuliza*-Projekt hat als lokale Initiative begonnen und wird nun durch REPSSI (*Regional Psycho-Social Support Initiative for Children affected bei Aids, Poverty and Conflict*) in 13 Ländern adaptiert.

(Mehr über [Kurt Madörin, Humuliza und REPSSI](#) ist hier zu finden.)

© Jürg Bürgi, 2007
Abdruck honorarpflichtig.
<http://www.juerg-buergi.ch>